

Das Törle an der alten Bocksteinhöhle

Von Robert Wetzels in Tübingen

Die alte, eigentliche Bocksteinhöhle, das weitaus größte unter den Höhlenlöchern des Bocksteingefäßes, gehört zu den wenigen Höhlen des Lonetales, die von jeher offen waren und nicht erst entdeckt zu werden brauchten. So ist sie auch schon 1881 angegraben und 1883/84 ausgegraben worden. Oberförster Bürger von Langenau und Pfarrer Dr. Losch von Öllingen suchten dort, vom Beispiel der benachbarten Bärenhöhle des Hohlensteins angeregt (Oskar Fraas 1862 und 1866), nach Höhlenbärenknochen. Sie fanden zunächst Pferdehufe und glaubten deswegen, der Bockstein möchte eine germanische Opferstätte für den böckeliebenden Donar gewesen sein. Bald aber merkten die beiden Untersucher, daß es sich um sehr viel ältere, um eiszeitliche Funde handeln mußte. Der Ulmer Landgerichtsrat Bazing, der damalige Vorstand des „Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben“, stellte die Mittel des Vereins für eine Ausgrabung der Bocksteinhöhle zur Verfügung. In einer für die damalige Zeit bemerkenswert sorgfältigen Grabung wurde die ganze Höhle bis auf den Felsgrund ausgeräumt. Schöne und reiche Hinterlassenschaft mehrerer Kulturen der jüngeren Altsteinzeit — Aurignacien und Magdalénien — wurde geborgen; die besten Stücke, Feuersteinklingen, Knochenspitzen, zum Anhängen durchbohrte Zähne, eine bearbeitete Geweihstange vom Ren, auch viele Scherben aus jungsteinzeitlichen Kulturen, die über den eiszeitlichen Schichten im obersten Boden gelegen sein müssen, sind bis heute im Besitz des Museums der Stadt Ulm. Der Wert dieser Funde wird nicht gemindert durch den, zur Enttäuschung der Ausgräber geführten Nachweis, daß die in der Höhle gefundenen Skelette einer Frau und eines Neugeborenen nicht, wie sie erst meinten, von Eiszeitmenschen herrührten, sondern von einer Selbstmörderin mit ihrem Kind, die von den Öllingern — denen der Bockstein heute noch gehört — im Jahr 1739 her vergraben worden waren.

Nach dieser frühzeitigen Ausgrabung der alten Höhle unter Ulmischer Patenschaft ruhte der Bockstein viele Jahrzehnte lang. Eine kleinere Versuchsgrabung, die der Tübinger Urgeschichtler R. R. Schmidt im Jahre 1908 unternahm, um vor dem westlichen Höhlenausfluß womöglich ein Kontrollprofil und auch die Kulturen der alten

Grabung noch einmal aufzuschließen, brachte nur begrenzte stratigraphische Ergebnisse. Der Bockstein schien erschöpft.

Als aber 1931 der Heidenheimer Heimatforscher Mohn durch die aufmerksame Beobachtung der Erdaushübe eines altbekannten Dachsbaues am Vogelherd bei Stetten ob Lontal die Entdeckung der Vogelherdhöhle mit ihren herrlichschönen jungpaläolithischen Kulturfunden veranlaßt hatte, streifte ich im Frühjahr 1932 auf der Suche nach weiteren, bisher verschütteten Höhlen doch auch wieder am Bockstein in der Nähe der alten Höhle. Hatte doch mein damaliger Begleiter und

seitheriger Vorarbeiter Anton Bamberger aus Stetten dort Füchse im Fels verschwinden sehen, und es bestätigte sich denn auch noch 1932, angefangen mit der abenteuerlichen Entdeckung der Bocksteinschmiede, daß auch hier in und vor einer ganzen Anzahl von tief verschütteten Löchern und Grotten altsteinzeitliche Kulturen zu heben waren. So wurde in den Jahren 1932 bis 1935 vor allem die Bocksteinschmiede selbst mit ihrer „mittelpaläolithischen“ Faustkeil-, Spitzen- und Messerkultur ausgegraben.

An der alten Bocksteinhöhle zeigte sich kein Anhalt dafür, daß in ihr oder neben ihr noch wesentliche Funde zu machen seien. Auch die Entdeckung des „Westlochs“, einer kleinen Tropfsteinhöhle westlich hinter der alten Höhle, erbrachte nur spärliches Material aus Madeleine- und Aurignac-Horizonten in und vor dem Loch. Als im Herbst 1935 die eigentliche Bocksteinschmiede, der Werkplatz samt seinem Felsabfall mit der Vorhalle vor dem Bocksteinloch und dem Loch selber, ausgegraben war, verließen wir den Bockstein mit dem ebenso befriedigten wie auch wehmütigen Gefühl, daß wir an diesem schönen und uns lieb gewordenen Lontalbuckel nichts mehr zu suchen hätten. Die Arbeit der ganzen folgenden Jahre bis zum Krieg, der sie jählings unterbrach, galt dem Stadel, der einen der beiden Höhlen des Hohlensteins. Der Stadel, im Gegensatz zu der 1862 von dem Förster Michelberger entdeckten und von Oskar Fraas ausgegrabenen Bärenhöhle von jeher weit offen, lieferte in den Jahren 1935 bis 1939 neben wichtigen und fundreichen mittel- und jungpaläolithischen Kulturen die jüngstpaläolithische oder mesolithische Kopfbestattung und die neolithische Knochentrümmerstätte. In anderer Weise wie der alte Bockstein, aber ebenfalls besonders nah mit der Stadt Ulm verbunden ist, nebenbei bemerkt, der Stadel durch die Mauer, die der Ilal der Stadt mit Erlaß vom 19. 7. 1591 den Maurer von Asselfingen hatte bauen lassen, um die Höhle gegen die Benützung durch „viele böse Buben und verdächtige Personen“ abzusperren.¹⁾

Die Vorbereitung der lange verzögerten, durch Kriegs- und Nach-Kriegsumstände aufgeschobenen Veröffentlichung der Ergebnisse unserer Bocksteinschmiedengrabung von 1932 bis 1935 gab mir den Anstoß, im Sommer 1953 doch noch einmal den Bockstein anzuschneiden. Wohl hatten wir in den früheren Jahren die Erfahrung der vergangenen Jahrzehnte beherzigt, daß es nicht genügt, den Höhlenlehm innerhalb einer Höhle durchzuwühlen, wie Fraas es in der Bärenhöhle machte — und daß es auch nicht genügt, den Höhleninhalt im schichtweis getrennten Abbau auszuräumen, wie schon Bürger es am Bockstein mit wesentlich fortgeschrittener Technik tat, — daß vielmehr auch die Vorplätze der eigentlichen Höhlen besonders reiche Funde zu liefern pflegen und deswegen, immer mit den Höhlen auszugraben sind. So war es auch durch Riek am Vogelherd geschehen, so hatten schon 1923 Wolfgang und Elsbeth Soergel im Vorgelände des Stadels, in der „kleinen Scheuer“, mit einer begrenzten Grabung in vorbildlichem Verfahren wichtige Befunde erhoben, und so haben auch wir in eben jenem

¹⁾ Die Aufklärung der Bedeutung der Stadelmauer verdanken wir Herrn Rektor Heckel (Langenau-Ulm), der den Hinweis im Ratsprotokoll gefunden hat.

Werkplatz der frei vorgelagerten Felsbastion der Bocksteinschmiede die überwiegende Mehrzahl der Funde machen können. Ja, wir sind noch tiefer gegangen, haben uns Zeit und Geld und Mühe nicht reuen lassen und haben noch die ganzen Felsen der Schmiede fast zwei Meter tief nach unten freigelegt und dabei nicht nur ihre imponierende, „gewachsene Architektur“ zur Geltung kommen lassen können, sondern auch noch manches schöne Werkzeug gefunden, das den Schmieden von der Bocksteinschmiede aus den Händen und den Berg hinuntergefallen war. So aber, meinten wir am 29. 9. 1935, war nun mehr als üblich und wirklich alles getan, was irgend am Bockstein zu tun war.

Wie meistens, wann und wo im Leben man „alles getan zu haben“ meint, war diese Meinung auch hier ein Irrtum. Es erwies sich als erwünscht, zur Ergänzung der bisher erschlossenen Stratigraphie des Geländes um die Bocksteinschmiede noch die Schuttlager am talwärtigen Hang zu untersuchen und womöglich bis zu ihrer Verzahnung mit den vermutlich sehr mächtigen Talschottern zu verfolgen. Nachdem der Borkenkäferfraß gerade unterhalb der Bocksteinschmiede vor einigen Jahren eine Lichtung in dem, seit Bürgers Zeiten dort gepflanzten Fichtenhochwald hatte entstehen lassen, der jede Erschließung des Abhangs bisher verhinderte, konnte der Hanggraben jetzt in Angriff genommen werden. Die wenigen Stunden Regen, die wir in dem schönen Spätsommer und Herbst 1953 erlebten, ergaben den Anlaß, von der — wiederum überraschend ergebnisreichen — Grabung am Abhang der Bocksteinschmiede an eine „Arbeitsstelle unter Dach“ auszuweichen. Dabei zeigte sich, daß in einer Nische knapp westlich neben dem heutigen Eingang innerhalb der alten Bocksteinhöhle doch noch ungestörte Schichten liegen, vor denen die Bürgersche Ausräumung Halt gemacht hatte und die uns allen in den früheren Jahren entgangen waren. Wir haben daraufhin auch von außen her den Abhang vor dem Höhlenfelsen westlich des heutigen Eingangs angeschnitten und dabei ein bis zu drei Metern mächtiges Profil von Kulturschichten angetroffen. Bald schon kam eine breite Verbindung zwischen den außen bloßgelegten und den innen festgestellten Schichten zum Vorschein, und es zeigte sich, daß jetzt erst der eigentliche, altsteinzeitliche Eingang zur Bocksteinhöhle entdeckt war. Wir alle hatten uns vorher täuschen lassen durch das geläufige Bild des heutigen Höhleneingangs, der so natürlich und selbstverständlich auf die Sohle der Höhle hereinzuführen scheint. In Wirklichkeit bildete den „Eingang“, der zu Bürgers Zeiten und vor seiner Grabung in die Bocksteinhöhle führte, nur die obere, querovale Öffnung, an deren Basis dann erst Bürger, wie er berichtet, zum leichteren Abtransport seines Abraums die etwas schmalere Zusatzöffnung nach unten aussprengte, die wir heute als Eingang benützen

(Abb. 1). Wir hätten es uns eigentlich schon lange denken können und in allen Folgerungen überlegen sollen, daß die ursprüngliche, querovale Öffnung kaum der altsteinzeitliche Eingang sein konnte — mindestens nicht für die älteren Aurignacleute, deren Kultur Bürger nahe dem Felsboden der Höhle gefunden hatte. Denn der untere Rand der queren Öffnung liegt etwa zwei Meter über der Höhe

dieser von Bürger ausgeräumten Kulturschicht, und zudem neigt sich die dünne Felswand hier so schräg nach innen oben, daß die Öffnung von außen her nur mit etwas Kletterei, von innen aber kaum anders als mit einem Kletterbaum zu erreichen gewesen wäre. Es ist „paläopsychologisch“ höchst unwahrscheinlich und auch, soviel mir bekannt ist, weitum durch kein Beispiel wirklich belegt, daß eine nicht ganz kleine, mehrfach reich besiedelte Wohnhöhle nur auf eine derart verzwickte Weise zugänglich gewesen wäre. Insbesondere fehlt bei einem solchen Kletterzugang der Vorplatz, und wir wissen ja doch, daß er ein wesentlicher und oft der wichtigste Teil der altsteinzeitlichen Höhlenwohnung gewesen sein muß. Erst die übliche, offene Verbindung vom Vorplatz über eine Vorhalle und den eigentlichen Eingang in die Höhle hinein ergab jede Möglichkeit, den jeweiligen Aufenthaltsort zum Essen, Schaffen, Ruhen, für Werkstatt oder Feuerstelle, unter beliebiger Variation, der Belichtung und des Wetterschutzes zu wählen. Daß die Jungpaläolithiker vom Bockstein sich eine Behausung ausgesucht haben sollten, in die man nur durch ein „Seitenoberlicht“ ohne Vorplatz einsteigen konnte, ist so sagen wir heute, da wir „vom Rathaus kommen“ — kaum denkbar. Zudem ist zu fragen, ob die ursprüngliche Queröffnung zur Zeit der älteren Aurignacleute überhaupt schon da war; Bürger schreibt von groben Felsbrocken, die er unter dem

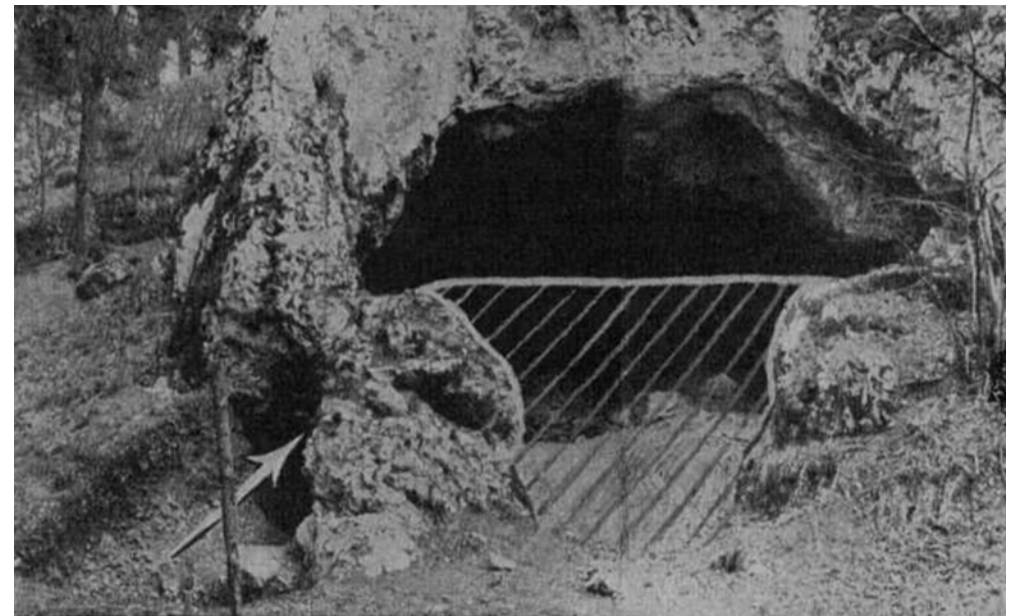


Abbildung 1. Die Bocksteinhöhle. Phot. Wetzel 1954

Der heutige Eingang zur alten Bocksteinhöhle besteht aus dem ursprünglichen oberen, querovalen Teil der Öffnung (unschraffiert) und ihrer, durch Bürger 1884 herausgesprengten Erweiterung nach unten (schraffiert). Der weiße Pfeil zeigt zum „Törle“, dem 1953 entdeckten, altsteinzeitlichen Zugang zur Höhle. Der linke kleine Pfosten ist der Nullpunkt für das Längsprofil III, dessen Ebene ungefähr der sichtbar abgegrabenen Profilwand im Bild entspricht; die unteren 2 Meter vom Profil des 1953 ausgehobenen Probeschachtes sind im Bild nicht zu sehen. Links im Hintergrund der Westgraben (RR Schmidt 1908, Wetzel 1934), der nach rechts in die Richtung des Westlochs weist.

damaligen Eingang entfernen mußte — demnach ist die Öffnung sicher zum Teil, vielleicht sogar überhaupt und ganz, erst in später Zeit aufgebrochen.' Der Aufschluß von 1953, in diesem Jahr nur über eine begrenzte Fläche durchgeführt, hat in der Tat nicht nur einen „echt paläolithischen“, damals wirklich offenen und benützten Eingang erschlossen, das „Törle“, sondern auch den besiedelten Vorplatz angeschnitten, der dazu gehört und den Bürger nicht finden konnte — weil er ihn gar nicht suchte und weil an dem von ihm benützten Eingang gar kein Vorplatz war. Die ganze Größe und besondere Form des neu entdeckten Törles läßt sich noch nicht bezeichnen, weil erst sein ostwärtiger Teil, und auch er noch nicht in der ganzen Tiefe, freigelegt ist. Der Durchgang des Törles war in jüngstpaläolithischer Zeit ganz niedrig, nur ein Durchschlupf, und auch in vorangehenden jungpaläolithischen Zeiten nicht sehr hoch. Vom „Türsturz“ scheint seither nur wenig, vom Ostpfiler so gut wie nichts abgebröckelt zu sein; leider zeigt gleichwohl diese unverändert alte und wie gemauert glatte Törlesostwand keine Spuren jungpaläolithischer Ritzzeichnungen. Vor dem Törle bildet gewachsenes oder alt-verstürztes Gefelse einen Vorplatz, der durch eine Felsbarriere talwärts abgefangen ist und dadurch als eine „ummauerte“ Mulde erscheint, deren Einsenkung sich über mehrere der hier übereinander folgenden Kulturschichten bemerklich macht (Abb. 2).

Unter dem Törle geht dieses Bodengefelse weiter in die Höhle hinein, und zwar in eine Nische, die wie ein „Erdgeschoß“ neben dem von Bürger abgeräumten Höhlenboden um beinahe Mannstiefe versenkt erscheint und von der Bürgerschen Grabung ganz unberührt blieb. Eine eigentliche Vorhalle, wie sie in ausgeprägter Form auch an der benachbarten Bocksteinschmiede vorliegt, gibt es bei der dünnen Wand des Törlesfelsens nicht. Schon für die begrenzte Probegrabung des Jahres 1953 wurden die Vermessungen und dem entsprechend die Profile parallel zu den Profillinien der Bocksteinschmiede orientiert. Das bisherige Hauptprofil, das liier abgebildete Längsprofil III, verläuft demnach wiederum nach N 55° O; es zeigt eine vor dem Törle ganz ungestörte, am Törle und innerhalb der Höhle mit geringer Parallelverschiebung fortgesetzte Schichtenfolge (Abb. 2). In den ostwärts davon gelegenen Profilen zeigen sich oberflächliche Störungen durch die Bürgersche Grabung, sowie tiefergreifende Unklarheiten, die vielleicht auf spätere Verlagerungen oder Verschwemmungen der ursprünglichen Schichten zurückzuführen sind. So kann die bisher ermittelte Folge der Schichten und Kulturen am besten am Hauptprofil LP III erläutert werden.

Die Oberflächenschicht mit humosem, schwarzem Boden und gröberen, bis feinen Kalksteinstücken, enthielt auch hier, wie am ganzen Höchstem, nur wenige neolithische Scherben und einige indifferente Splitter aus kieseligem Steinmaterial. Das ganze schöne neolithische Inventar der Pfeil- und Lanzenspitzen, der Beile, Spinnwirteln, Lampen und der bezeichnend verzierten Keramik, wie wir es aus dem Hohlenstein kennen, fehlt hier und scheint auch bei Bürgers Grabung nur in Scherben (neben vielen auch späterzeitlichen Gefäßresten) vertreten gewesen zu

sein. Damit wird die alte Erfahrung bestätigt, daß die Neolithiker im Lonetal zwar überall gewesen sind, in jeder Höhle, unter jedem Schutzdach, an jedem Felsen, aber fast überall nur kurz und flüchtig; nur der Stadel des Hohlensteins mit seiner reichen neolithischen Kultur dokumentiert den Ausnahmefall, daß eine Höhle, wohl als „Fluchtburg“, in der Jungsteinzeit richtig und für längere Zeit besiedelt war. Im besonderen war — siehe das Profilbild Abb. 2 — das Törle zur Jungsteinzeit nicht einmal als Durchschlupf mehr benützbar, wohl aber muß das Querloch oben schon offen und der Grund der Bocksteinhöhle bis zum Rand der Öffnung schon aufgefüllt gewesen sein; soweit die Neolithiker die Bocksteinhöhle besuchten, konnten sie also nur die querovale obere Öffnung benutzen, und es konnte vor dem Törle kaum viel neolithische Hinterlassenschaft erwartet werden.

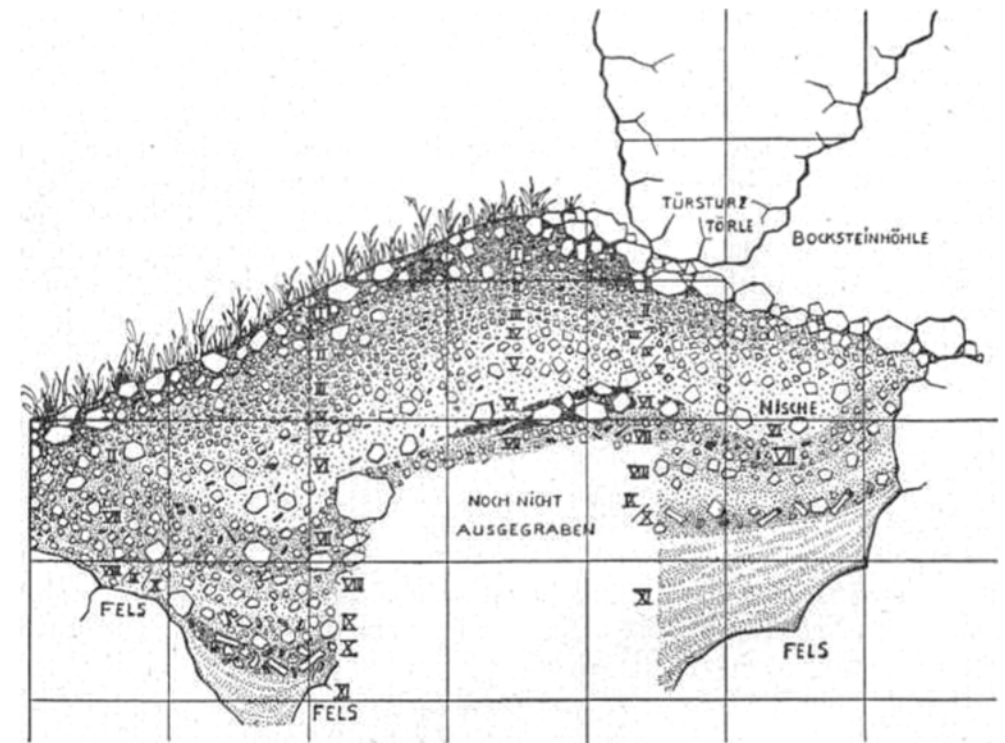


Abbildung 2. Längsprofil III durch das Törle. N 55° O. 1:66.

Schicht I: Schwarzer Humus mit Kalkbrocken und feinem Kalkschutt (Neolithikum). — Schicht II: Bergkies mit schwarzbrauner bis brauner Erde (Mikrolithische Kultur). — Schicht III: Feiner Bergkies in gelblich lößiger Erde (oben mikrolithische Kultur). — Schicht IV: Lösserde mit gröberen Kalkstücken (Magdalénien). — Schicht V: Lösserde mit noch gröberem Kalk (Magdalénien). — Schicht VI: Löss mit groben Kalkbrocken und stellenweise Brandschichten (Aurignacien). — Schicht VII: Rötlich violett-braune Kulturerde mit viel kleinstückigem bis mittelgrobem Kalkschutt (Aurignacien). — Schicht VIII: Bräunlich gelbe Lehmerde (Moustfirien). — Schicht IX: Gelbe Lehmerde, vielfach versintert. — Schicht X: Braune Lehmerde mit Knochenlager. — Schicht XI: Gelber, z. T. roter, speckiger Bodenlehm. — Darunter gewachsener Fels. Die alte Nagerschicht zwischen X und XI ist auf dem Längsprofil III nicht getroffen. Sie lag im westlich anschließenden Teil der links im Profil gezeichneten Vorplatzgrube zwischen den Bodenfelsen.

Nach dem kümmerlichen Befund der obersten Humusschicht ist es um so bemerkenswerter, daß die darunter folgende Schicht II, feinstückiger Kalkschutt mit schwarzbrauner bis brauner Erdfüllung, überladen ist mit den bunten Werkzeugen und Splittern einer überwiegend mikrolithischen Kultur, deren Leit-Typen bestimmte Formen von Klein- und Kleinstklingen sind (Abb. 3). Die mikrolithischen Kulturen der ausgehenden alten oder der eigentlichen mittleren Steinzeit werden sehr viel seltener in klaren Höhlenprofilen getroffen als vielmehr in stratigraphisch undeutbaren Freilandstationen, deren zeitliche Einordnung nur über den immer und grundsätzlich problematischen typologischen Vergleich versucht werden kann. So ist es nicht unwichtig, daß hier einmal eine mikrolithische Kultur zwischen einer hangenden, neolithischen Schicht und liegenden, jungpaläolithischen Straten eingeschaltet gefunden wurde. Dazuhin erreicht der mikrolithische Horizont eine Mächtigkeit bis zu 30 cm, so daß die genauere, zonenweise Aufgliederung der Funde sehr wohl noch Anhalte für eine interne Wandlung dieser Kultur ergeben könnte — wenn nicht hier mit gewissen mechanischen Sortierungen, d. h. einem bevorzugten Absinken kleinerer Stücke in tiefere Schichten, gerechnet werden muß.

Im Lonetal war bisher nur dem Bürgerschen Grabungsbericht vom Fohlenhaus zu entnehmen, daß er dort „viel kleinere“ Feuersteinlamellen fand als am Bockstein — und die auf diesen Wortlaut zu gründende Vermutung, daß im Fohlenhaus mikrolithische Kulturen Vorlagen, ist durch die Nachgrabung von Kley (Geislingen) bestätigt worden. Jeder jüngst-altsteinzeitliche oder mittelsteinzeitliche Kulturfund ist für unsere besondere Geschichte des Lonetals noch von besonderer Bedeutung im Hinblick auf die 1937 während unserer Stadelgrabung von Völzing entdeckte Kopfbestattung. Dieses sorgsame Begräbnis der eingeschlagenen und abgeschnittenen Köpfe eines Mannes und einer Frau und noch eines kleinen Kindes, war stratigraphisch nicht genauer zu datieren als durch den Befund, daß die rötelfüllte Bestattungsgrube in madeleinezeitliche Schichten eingetieft war. Die ursprünglichen „hangenden“ Schichten waren durch den Bau der Ulmer Mauer gestört bzw. entfernt worden — der höhlenarchitektonisch eindeutig bestimmte Ort der Schwelle hatte in genau derselben Frontalebene den praktischen Zwecken der Abschließung (altpaläolithische Steinbarrikade, neolithische Holzpalisade, mittelalterliche Ulmer Mauer) und dem kultischen Geschehen einer Kopfbestattung zu dienen, und deswegen „mußten“, freilich ohne von ihr zu ahnen, die Ulmer ihre Mauer über der Kopfbestattung errichten. Wenn aber damit die hangende Stratigraphie zerstört wurde, so fehlen dazuhin im Stadel alle allenfalls noch beizuziehenden typologischen Anhalte; denn in der Bestattungsgrube waren nur



ganz wenige, in ihrer Form indifferente Steinsplitter gelegen. Um so mehr interessiert uns jeder Fund in der näheren Umgebung, der, wie jetzt das neu entdeckte „Mikrolithikum“ am Bockstein, die Möglichkeit kultureller Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Lonetalhöhlen, wie wir sie für ältere Zeiten mehrfach bereits zu erkennen glauben, nun auch für die mesolithische oder noch jungspaläolithische Zeit der Kopfbestattung im buchstäblichen Sinne näher rückt.

Die mikrolithische Kultur der feinsten Klingen findet sich am Törle auch noch in der nächstfolgenden Schicht III, einem feinsteinigen Kalkschutt (Bergkies) mit feiner, gelblicher Lösserde. Es kann noch nicht entschieden werden, ob dieser Befund mit einer echten Überschneidung zwischen Schicht- und Kulturengrenzen, oder mit jener oben genannten, sekundären Verlagerung von Steinwerkzeugen nach unten zu erklären ist. Im übrigen wird die noch ausstehende, zoologische Bestimmung der massenhaft mit der Mikrokultur zugleich gefundenen Nagerreste einen wesentlichen Anhalt für die zeitliche Einordnung der Fundschicht ergeben.



Abb. 4
Madeleineklingen
aus dem
Grenzgebiet der
Schichten III/IV. 1:2

Die nach unten folgenden Schichten III/IV und IV sind mehr oder weniger schwer voneinander zu unterscheiden und enthalten nicht sehr viele, vereinzelt recht schöne Steinwerkzeuge von der Art eines Magdalénien (Abb. 4); wie in der Schicht III, so sind auch in diesen Schichten gelblich lößige Erden mit verschiedenen groben Kalksteintrümmern durchsetzt. Dieselben Elemente, in diesem Falle Lösserde mit ziemlich groben Steinen, bilden auch die Schichten V und VI, in denen sich mit viel Knochenkohle auch Asehereste finden und deren Kultur ein etwas „unkultiviertes“ Aurignacien präsentiert. D. h. die Steinwerkzeuge zeigen kaum je einen Anklang an die klassischen Formen der ringsum sorgfältig steilretuschierten Stücke vom Vogelherd, sind auch seltener wie dort aus den ausgesucht farbschönsten, gebänderten Kieselknollensplittern geschlagen.

Wichtig ist, daß die Funde von 1953 bei derart nächster Nachbarschaft sich auch typologisch mit Madeleineklingen aus den alten Funden Bürgers gleichsetzen lassen und Schächte III/IV. 1:2. daß damit die genauere Horizontierung jener früheren Inventare möglich scheint. Neben ihren Steinwerkzeugen (Abb. 5) lieferte die Schicht VI bisher eine gut geschaffte Knochenspitze mit einem für Schäftung zugerichteten Hals. (Abb. 6) und ein haselnußgroßes, glatt geschnittes und poliertes Stückchen Elfenbein (Abb. 7). Leider ist diese „Perle mit Schwänzle“ in der Lamellenebene alt abgesprungen, und das fehlende Stück ist nicht gefunden worden; das vorliegende Stück wäre am ehesten zu einem Anhänger mit sehr dünn ausgearbeiteter Öse (das Schwänzle als die übrig gebliebene Ösenhälfte) zu ergänzen. Mit einiger Phantasie, aber gesteigerter Unwahrscheinlichkeit, könnte das Stück als Hinterteil eines — dann

allerdings sehr schematisierten — Tieres gedeutet werden. Deutung hin und Deutung her — in jedem Fall ist mit diesem Stück erwiesen, daß man sich auch am alten Bockstein zu Zeiten der älteren Aurignac-Kulturen mit Elfenbeinschnitzerei abgab. Kleine, flache, gerade zugeschnittene Elfenbeinstäbchen und -plättchen geben den weiteren Beleg dafür. Auch Knochenstücke mit unregelmäßigen Schnittkerben liegen vor.

Während sich die lößerdig gelblich steinigen Horizonte IV bis VI oft kaum anders als mit dem Maßstab unterteilen lassen und nur stellenweise klarere Unterschiede ihrer Schichtbeschaffenheit aufweisen, folgt unter der Schicht VI durchgehend mit einer vor allem farbig deutlichen Grenze die Schicht VII mit rötlich-violett-bräunlicher, lockerer Füllerde zwischen mittelgrobem bis feinerem Kalkbruch. Die stellenweise reichlichen Kulturfunde dieser Schicht VII zeigen keineswegs den Gegensatz zur Kultur der hangenden Schicht VI, der aus dem klaren Unterschied der Schichtenbilder erwartet werden könnte. Einige besonders schön und sorgsam geschaffte Aurignacwerkzeug (Abb. 8) sind von jenen indifferenteren Stücken begleitet, wie wir sie von der Schicht VI her kennen. Mikroklingen, die noch in VI Vorkommen, verschwinden jetzt. Dagegen kommen in VII auffallend oft grobe, breite Abschlüge vor, wie sie weniger auch in VI vertreten sind; in der Schicht VII aber sind sie mehrfach mit sorgfältiger, einseitiger, flacher Retusche zu fast mittelpaläolithisch anmutenden Schabern zugerichtet (Abb. 9 b). Manchmal sind auch rohe, grobe Abschlüge nur an einer Kante oder Ecke flüchtig bearbeitet oder auch lediglich zerarbeitet (Abb. 9 a).

Der naheliegende Verdacht, es könnten sich bei genauester Horizontierung der Funde jene zudem nesterweise vorkommenden Schaber etwa einer tieferen Unterschichte zuweisen lassen gegenüber einer höheren mit Aurignac-Kultur, ist dadurch widerlegt, daß an manchen Stellen jene Schaber unmittelbar mit oder über typischem Aurignacwerkzeug gefunden wurden. Außerdem kommen neben jeder Art von Werkzeugen dieser Schicht VII auch Knochenwerkzeuge oder -Waffen vor — mehrere schöne große Spitzen von 9 1/2, 12 und 14 cm Länge, kleine Spitzen aus Knochen und Elfenbein, Knochen- und Elfenbeinplättchen, durchaus ähnlich wie in der Schicht VI (Abb. 10). So wie oben schon die Mikrokultur die Grenze der klar unterscheidbaren Schichten II und III überschreitet, so hier das Aurignacien die ebenso klare Schichtengrenze VI/VII. Eine Erklärung dieser Befunde kann erst von ihrer Ergänzung durch die vollständige Ausgrabung der Nische in der Bocksteinhöhle und ihres ganzen Vorplatzes erhofft werden.

Die gelblich erdige Schicht VIII, die mit wiederum ziemlich deutlicher Grenze unter der Schicht VII folgt, enthielt bisher nurmehr ganz vereinzelte, schaberartige Steinwerkzeuge, die — soweit einer so spärlich repräsentierten Kultur überhaupt schon ein Charakter



Abbildung 11
Schaber aus dem „Moustérien“ der Schicht VIII. 1:2. Nach rechtsgewendeter Eckschaber“ für linkshändigen Gebrauch

zugespochen werden kamt — ebenfalls, wie die Schaber von VII, an die nun im Lonetal so vielfach vertretenen, moustérienartigen Kulturen vor allem des Stadels, aber auch des Vogelherdes und der Bocksteinschmiede erinnern (Abb. 11). Knochenwerkzeuge, mindestens in den eindeutigen Formen der jüngeren Kulturen, fehlen; an der Grenze VII/VIII allerdings wurde — im Beisein von Herrn Dr. Schäfle, Ulm — ein zu unerfindlichen Zwecken zurechtgeschaffter Nashornröhrenknochen gehoben. In der Schicht VIII eingegraben, über sie herausragend und wohl von ihren Kulturträgern gesetzt und besessen, fanden sich drei schöne Sitzsteine; sie umgeben im ausgewogenen Dreieck jene Mulde, die im gewachsenen Gefelse vorgebildet und im Horizont VIII noch sehr deutlich ausgeprägt ist (Abb. 12).

Schon in der Schicht VIII finden sich viele Tierknochen, hier allerdings, wie auch in der folgenden, meist versinterten Schicht IX, vielfach zu Splittern kleingeschlagen. Ganze größere Knochen und Zähne, in VIII und IX selten, liegen nun aber massenhaft in einer Schicht X, deren locker lehmige Erde gegenüber dem stärker gelben IX wieder bräuner erscheint. Auch R. 11. Schmidt scheint bei seiner Nachgrabung von 1908 rund 10 m weiter westlich auf dieses erstaunliche Knochenlager gestoßen zu sein; bis unsere Grabung den Anschluß an den Westgraben (R. R. Schmidt 1908, Wetzl 1934) erreicht, kann also mit einem vielleicht sogar durchlaufenden, weiteren Vorkommen dieser paläozoologisch wesentlichen Fundschicht gerechnet werden. Neben Resten vom Nashorn,



Abbildung 5



Abbildung 6



Abbildung 7

Abbildung 5: Stichelschaber aus dem Aurignacien der Schicht VI. 1:2. Abbildung 6: Alt gebrochene Spitze aus Knochen (Endstück fehlt), an der Basis Schäftungskerven, aus dem Aurignacien der Schicht VI. 1:2. — Abbildung 7: Aus Elfenbein geschnittene und polierte „Perle mit Schwänzle“ (zerbrochener Anhänger mit Oese?), aus dem Aurignacien der Schicht VI. 1:1. A) Schrägsicht, links die Bruchfläche, der Dentinlamellenrundung des Mammutoßzahns entsprechend leicht gewölbt. B) Aufsicht auf die Rundung.

Mammut, Ren, Bären, der Hyäne u. a. liegen hier weit überwiegend Reste vom Pferd, und zwar in der auffallenden Auswahl, daß fast nur Zähne und Mittelfuß- bzw. Mittelhandknochen vertreten sind. Selten sind diese Metapodien ganz; meistens wurden sie aufgehauen, und zwar in der immer wiederkehrenden Weise, daß die beiden Gelenkenden abgeschlagen wurden, etwas länger, als es den Epiphysen entspräche, und daß der Diaphysenstumpf, der Röhrenschaft, längs in lange Splitter auf gespalten ist.

Diese Pferdemetapodien sind auffallend lang und dick. Sie ergeben die willkommene Ergänzung und Bestätigung der neuesten Untersuchungen von Ulrich Lehmann; er konnte bei seiner Bearbeitung der bisher vorliegenden Faunen aus Lonetalhöhlen, vom Vogelherd vor allem und von der Bocksteinschmiede, ein „großes Mousterienpferd“ feststellen — größer als die Pferde der jungpaläolithischen Kulturen, und stärker auch, soviel wir sehen, als die älterpaläolithischen Pferde der Micoquienhorizonte der Bocksteinschmiede. Diese Lehmann'sche Pferdereihe kann eine erhebliche Bedeutung gewinnen für die immer und grundsätzlich ebenso schwierige wie entscheidend wichtige Parallelisierung bestimmter Schichten verschiedener Aufschlüsse. Wir suchen diese Schichtvergleiche in erster Linie auf die petrographischen Unterschiede der einzelnen Schichtbeschaffenheit oder auf die Stratigraphie der Schichtakkorde zu gründen, ziehen aber auch jeden anderen Anhalt zu jeder möglichen, weiteren Stützung des Vergleiches heran. Selbst der typologische Formvergleich der Werkzeuge, den wir um der Vermeidung des berüchtigten Ringschlusses willen gern vermeiden, kann solche Anhalte, ja, im günstigsten Fall sogar Beweise geben, wenn auf kürzeste Entfernungen mit der Wahrscheinlichkeit unmittelbarer

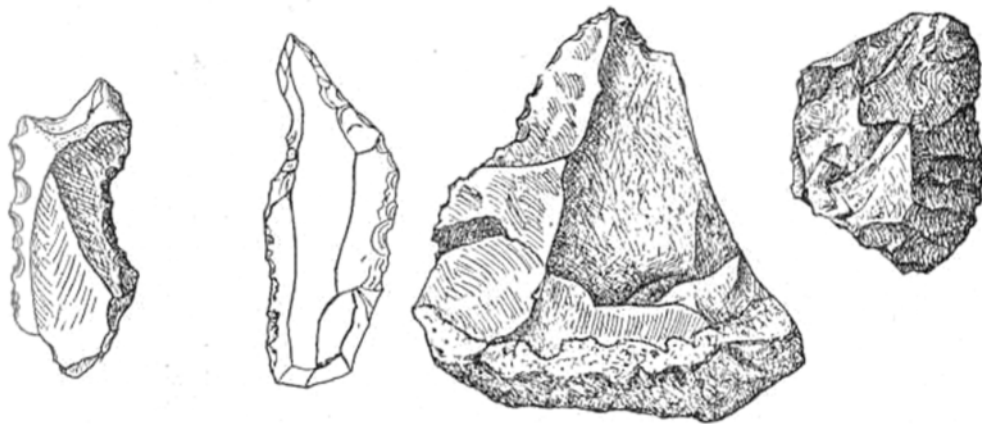


Abbildung 8
Abbildung 8: Werkzeuge aus dem Aurignacien der Schicht VII. 1:2. a) Mehrfachwerkzeug mit Hohlkehlen verschiedenen Kalibers — vielleicht Hohlhobel zur Herstellung genormter Holzstäbe, b) Stichelschaber. — Abbildung 9: Werkzeuge aus dem Aurignacien der Schicht VII. 1:2. a) Grober Abschlag, an der „Spitze“ roh retuschiert, b) Abschlag, halbseitig bearbeitet und nur einseitig rechts mit flacher Schaberretusche versehen.

lebendiger Zusammenhänge gerechnet werden darf, wie zwischen Bocksteinschmiede und dem darunter abfallenden Hang im Vergleich der Kulturen aus den Grabungen von 1932 bis 1935 und 1953, oder zwischen, dem Törl und der alten Bocksteinhöhle im Vergleich der Funde von 1883/84 und 1953. Solche Anhalte für die Schichtvergleiche und Zeitenordnung suchen wir selbstverständlich auch aus den Tier- und Pflanzenresten zu gewinnen. Aber die Pflanzenreste sind spärlich, und auch die anlaufende vergleichende Untersuchung

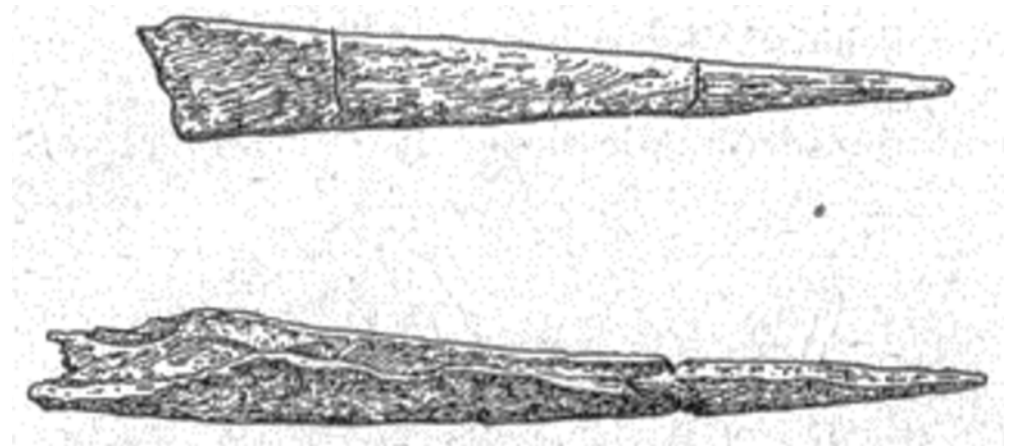


Abbildung 10. Knochenspitzen aus dem Aurignacien der Schicht VII. 1:2. Beide Spitzen alt gebrochen, die Stücke meterweit auseinander gefunden.

der Faunenreste durch Lehmann ergab bisher kaum wesentliche Hinweise auf faßbar bezeichnende Eigentümlichkeiten, die eine Gleichsetzung bestimmter Schichten verschiedener Aufschlüsse erlauben würden. Jetzt erst scheint das „große Pferd“ ein echtes Leitfossil zu werden. „Echt“ insofern, als mit der biologischen Grundgegebenheit einer ungehemmten Verbreitung und durchgehenden Vertretung des „leitenden“ Getieres in dem vergleichend untersuchten Gebiet mit Sicherheit gerechnet werden darf, und als das betrachtete Fossil sich deutlich unterscheidet von den älteren wie den jüngeren Vertretern seiner Gattung. So sehen wir heute schon mit dem „großen Pferd“ eine Parallelisierung angebahnt zwischen dem „Mousterien“-Horizont des Vogelherds, dem Knochenhorizont IX/X am Bocksteintörl und — willkommener, erster sicherer Vergleichspunkt — der „schwarzen Kultur“ vom Stadel.

Unter der Knochenschicht X folgen am Törl, außen wie innen, nurmehr grellfarbige, gelbe oder auch stellenweise rote, speckige Bodenlehme — die Terra fusca Zeuners. Sie überziehen in sehr verschiedener Dicke die gewachsenen Bodenfelsen und sind fundleer. Nur an einer Stelle fand sich zwischen dieser Schicht XI und der Knochenschicht X ein kleines Lager von Nagerresten. Die Nagerschicht lag knapp unter einem kuppenförmigen Bodenfelsen, der wohl als

damals langjährig benützter Sitzplatz von Eulen zu denken ist. Leider sind in dieser bisher ältesten unter den eigentlichen Nagerschichten des heute noch so eulenreichen Lonetales¹⁾ die Kieferknochen zerfallen und nur die schwer bestimmmbaren einzelnen Zähnnchen erhalten.

Die begrenzte Grabung des Jahres 1953 hat uns mit den neu gewonnenen Aufschlüssen am Törle der alten Bocksteinhöhle einen weiteren Einblick in den vorerst unerschöpflichen Reichtum des Lonetals an altsteinzeitlichen Kulturen eröffnet. Auch hier wird die gänzliche Erforschung des neu entdeckten Kulturgeländes noch Längere Zeit in Anspruch nehmen — insbesondere, weil bei der Fortsetzung der Grabungen zunächst der Abhang der Bocksteinschmiede den Vorrang haben muß. Aber gerade am Törle sind weiterhin gute und wichtige Funde gewiß zu erwarten. So gewiß, daß sich der Forscher auch hier wieder vor die Probe gestellt sieht, um des methodisch gesicherten Fortschreitens der einzelnen und der gesamten Lonetalarbeit willen auf jedes Pflücken grüner Früchte, jedes übereilte Vorgehen zu verzichten und in abgeklärter Geduld die reichen Schätze am Bockstein, im Hohlenstein, beim Vogelherd und an noch mancher, schon heute fundsicheren anderen Stelle des Lonetales liegen zu lassen, bis sie an der Reihe sind, von ihm oder anderen, die nach ihm kommen, gehoben zu werden.

Wesentlich ist die am Törle 1953 erneut bestätigte Erfahrung, daß jede zusätzlich erschlossene Fundstelle nicht nur zu unseren bisherigen Kulturbildern aus der so vielfältigen Vorgeschichte des Lonetals wieder neue Bilder hinzufügt, daß nicht nur im besonderen Fall jetzt in ein Idealprofil vom Bockstein auch der an der Schmiede kaum angedeutete Komplex jungpaläolithischer Törlesschichten eingefügt werden kann — sondern daß wir auch Zug um Zug die Erkenntnis verbindender Zusammenhänge gewinnen, die zwar zunächst nur örtlich gültig, in dieser Einschränkung dafür aber ganz konkret und in der engsten Bedeutung des Wortes als bestimmte, einmalige, historische Beziehungen und Begebenheiten zu erfassen sind. Die bewußte Beschränkung unserer Forschungen auf die „Urgeschichtslandschaft Lonetal“ darf ihre theoretisch-methodische Rechtfertigung von Fund zu Fund durch die faktischen Grabungsergebnisse bestätigt sehen.

Für die nächste Umgegend, für die eigentlichen Lonetaldörfer Bissingen, Öllingen, Stetten und andere, für die naheliegenden Städte Ulm und Heidenheim, Langenau, Giengen und Gundelfingen, in deren aller tätig förderndem und zuschauend zuhörendem Interesse der Forscher eine so erfreuliche Ermutigung erfahren darf, für die weitere Umgebung der ganzen Alb und ganz Schwabens, bedeuten diese Grabungsergebnisse zunächst im engeren Sinne Heimatgeschichte. Darüber weit hinaus aber darf, was in diesem einzigartigen Tal bisher ergraben wurde und weiterhin mit allen Mitteln heutiger Forschungsmöglichkeiten ergraben werden sollte und erfahren werden könnte, als ein gültiger Beleg genommen werden für die gesamteuropäische Geschichte und Kulturgeschichte der letztvergangenen anderthalb Jahrhunderttausende. Denn dieses heute so verlassene Tal ist



Abbildung 12. Blick aus dem Törle in den Probegraben. Photo Wetzl 1953. Die Sitzsteine der Schicht VIII sind in ihrer ursprünglichen Lage erhalten und „besetzt“. Die Schicht VIII, über die die Steine herausragen, ist angegraben; ihre obere Grenze ist durch die Kante links vom rechten Knie des rechten „Beisitzers“ markiert.

offensichtlich in jenen alten Zeiten mit ihren so ganz anderen klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnissen immer wieder ein bedeutendes europäisches Lebens- und Kulturzentrum gewesen und mindestens, soviel wir heute wissen, eines der bedeutendsten in Mitteleuropa. Westeuropäische, da und dort auch nord- und osteuropäische Eiszeitjägerstationen übertreffen das Lonetal in der Menge und auch in der Auswahl der kulturellen Hinterlassenschaften; was insbesondere bei uns noch immer spurlos fehlt, ist die künstlerische Ausnutzung der Höhlenwände — und wir wissen zur Zeit nur eines unserer fernerer Grabungsvorhaben, auf das wir in dieser Hinsicht noch eine kleine Hoffnung setzen. War aber unsere Alb und unser Lonetal auch in der Eiszeit schon rauher, den klimatischen Schwankungen härter ausgesetzt und deswegen spärlicher, kürzer und mit größeren Unterbrechungen besiedelt als z. B. „la douce France“, das Land, das damals wie heute von der Natur begünstigt, seinen Bewohnern ein ungleich viel leichteres Leben bot — so hat doch auch hier

der Mangel seinen Vorzug. Den wissenschaftlichen Vorzug nämlich, daß eben jene schärferen klimatischen Schwankungen und Unterbrechungen der Besiedlung die Sedimente und die Kulturen besser unterscheiden lassen. Für eine stratigraphische Zeitbestimmung gibt uns die karge Alb die bessere Möglichkeit wie manche sehr viel fundreichere Landschaft in fremden Ländern.

Wenn erst das Fernziel einer für ganz Europa und schließlich für alle Erdteile gültigen Erkenntnis der quartären Zeitenfolge die wirkliche Geschichte der leiblichen und geistigen Entwicklung und der kulturellen Entfaltung der eiszeitlichen Menschheit zu erfahren erlaubt — wenn es wesentlich ist für unser aller gegenwärtiges, allgemeines und besonderes, europäisches, nationales und persönliches Dasein, um seine uralten und doch noch immer lebendigen Wurzeln zu wissen — dann durfte auch der alte Bockstein wieder, so lange und so oft durchforscht, dazu mit unserem neu entdeckten Törle seinen neuen und wichtigen Beitrag leisten — und dann ist auch die weitere Forschung im Lonetal ein Anliegen von mehr als nur spezialwissenschaftlichem Interesse und von mehr als nur örtlicher Bedeutung.

Literaturverzeichnis

1. Ludwig Bürger: Der Bockstein, das Fohlenhaus, der Salzbühl, drei prähistorische Wohnstätten im Lonetal. Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben. 1892.
2. Oskar Fraas: Der Bockstein im Lonetal. Corr. Blatt d. Deutsch. Gesellsch. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1884.
3. Oskar Fraas: Ueber württembergische Höhlen. Corr. Blatt d. Deutsch. Gesellschaft f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1886.
4. Ulrich Lehmann: Die Fauna des „Vogelherds“ bei Stetten ob Lonetal (Württemberg). Neues Jahrbuch für Geologie und Paläontologie. 1954.
5. Gustav Rick: Die Eiszeitjägerstation am Vogelherd. Band I. Die Kulturen. Tübingen 1934.
6. R. R. Schmidt: Die diluviale Vorzeit Deutschlands. Stuttgart 1912.
7. Otto Völzing: Die Grabungen am Hohlenstein. Jahresber. d. Wiss. Akademie Tübingen 1937/38/39.
7. Hubert Wetzel: Gegenwart und Urzeit im Lonetal bei Ulm. Schwäbische Heimat 1950.
8. Hubert Wetzel: Quartärforschung im Lonetal. Jahrbuch der Deutschen Quartärvereinigung 1953.

Ausführlichere Literaturangaben finden sich in 5. und 9.

1) So war die Grabung am Törle 1953 die ganzen Wochen durch vom Bocksteinkauz begleitet. Er zog, als wir am Törle anfangen zu graben, aus der Höhle aus, in der er bisher den Tag zu verbringen pflegte, und ließ sich auf einer der Eichten am Abhang dicht vor dem Törle nieder. Er schrie nicht nur, wie üblich, mit seinen Gesponsen die Nächte durch im Tal herum und besonders am Bockslein und mit Vorliebe an der von mir bewohnten Dr. Plankenhornschen Hütte — sondern er kündigte regelmäßig auch den Mittag an durch einiges witzige Gewinsel, regelmäßig zwischen 11.30 und 11.45 Uhr. Die Arbeiter freuten sich jeden Tag, so melodisch und zuverlässig die unmittelbar bevorstehende Essenspause angezeigt zu hören. Der Eulenschrei ist vielleicht der einzige Tierlaut, der wohl in jeder Nacht seit etlichen hunderttausend Jahren um den Bockstein geschrien wird.